

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

28.3.1920 (No. 13)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 13

Karlsruhe, Sonntag, 28. März

1920

Inhaltsverzeichnis. Zur Theorie des sozialen Ausgleichs. Von Dr. Bruno Altmann (Karlsruhe). — Karlsruher Künstler-erinnerungen. I. Von Hans Gude. Aus dem Norwegischen überetzt von Garen Jessing. — Die Kunst und ihr Publikum. Von Heinrich Ritter (Darmstadt). — Fränkische Sagen. II. Von Carl Ohnsmann (Karlsruhe). — Alte Odenwälder Seltersprüche. Von Hans Gaefgen. — Die Nachtigallen der Viselotte. Von Konrad Martin Laut. — Der Park. Von Hilde Kirisch (Karlsruhe). — Blumenhochzeit. Schwarzwaldmärchen von Toni Rothmund (Vörrach).

Zur Theorie des sozialen Ausgleichs.

Von Dr. Bruno Altmann (Karlsruhe).

Der Wirtschaft, der Politik, allen Instanzen, die sich mit der sozialen Frage zu schaffen machen, bieten sich zwei Möglichkeiten zur Beseitigung der schroffsten Differenzen zwischen armer und reicher Bevölkerung. Man kann den sozialen Ausgleich durch Abänderung der Produktionsverhältnisse und der Einkommenslage einer wirtschaftlich tätigen Klasse zu erreichen trachten. Man kann aber auch versuchen, dieses Resultat durch Regulierung der Konsumtionswerte nach dem Vermögensstande der Klassen zu erreichen. Die Preise der Wirtschaftsgüter werden in diesem Falle der Zahlungsfähigkeit des Konsumenten angepasst. Kriegsspreisanstalten, billige „Volksvorstellungen“, populäre Unterrichtskurse zu ermäßigten Preisen usw. liegen in der Richtung der zweiten Möglichkeit. Es wird hier den ökonomisch schwächeren Ständen etwas geboten, was sonst nur für mehr Geld zu haben ist. Das ist planmäßiger Ausgleich der sozialen Differenzierungen von der Seite der Konsumtionsregelung.

Sagt die gesamte wissenschaftliche Nationalökonomie und die praktische Wirtschaftspolitik ist den ersten Weg gegangen. Das soziale Problem schien beiden nur eine Angelegenheit innerhalb der Produktionsverhältnisse und der Einkommenslage zu sein. Die sozialen Missverhältnisse ihrer ganzen Reihe nach glaubten die Theoretiker der Nationalökonomie wie die praktischen Volkswirte an der Wurzel zu treffen, wenn sie Produktion und Einkommen der Wirtschaftssubjekte individuell vorteilhaft gestalteten.

Die erste große Leistung der Nationalökonomie, das Merkantilsystem, sorgte sich um nichts anderes. Wenn die Produktion nur so eingerichtet wird, daß die Summe der exportierten Güter die der eingeführten überbietet und so der nationalen Wirtschaft einen im Gelde aufzeigbaren Wertüberschuß abwirft, dann war für die Vertreter des Merkantilsystems die soziale Frage schon gelöst. Das nationale Einkommen einmal gesichert, dachten sie, ergäbe von vornherein einen alle zufriedenstellenden gerechten Anreiz an den Konsumtionsgütern. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieses nicht der Fall ist. Das Land, welches das Merkantilsystem am konsequentesten durchführte hatte, Frankreich, erklärte im Jahre 1720 den Staatsbankrott. Die Kritik der Physiokraten deutete wohl einen der Irrtümer des Merkantilsystems auf, an denen die Wirtschaftsführung des Landes scheiterte. Indem sie aber zeigten, daß die Merkantilisten die Industrie als Einkommensquelle überschätzten und die Landwirtschaft unterschätzten, blieben sie doch ganz auf deren Standpunkt stehen. Der gemeinsame Aspekt war eben der, daß sie die sozialen Probleme von Seiten des Einkommens und der Produktion zu lösen suchten. Nur innerhalb dieses Gesamtspektrums verschob sich die Betrachtung in einzelnen Momenten. So ist das die Folgezeit auch geblieben. Karl Marx hat mit so vielen Theorien und Grundfassungen seiner Vorgänger in der Volkswirtschaft gebrochen; die Ansicht, daß die soziale Frage durch glückliche und gerechte Gestaltung von Produktion und Einkommen gelöst werden könne, nimmt er nicht gläubig von seinen Lehrmeistern hinüber. Er eigentlich hat er erst dogmatisch zum Fundament des ganzen volkswirtschaftlichen Problemkomplexes gemacht. Dieser als alle anderen ist er in den Mechanismus der kapitalistischen Produktion eingedrungen. Als den eigentlichen Hebel der Kapitalakkumulation entdeckte er den „Mehrwert“, d. h. den Ertrag der den Proletariern nicht bezahlten Arbeit. Für Marx ist die soziale Frage gelöst, wenn es gelingt, eine Wirtschaftsordnung und Gesellschaftsformation herzustellen, die den Mehrwert, das arbeitslose Einkommen des Kapitalisten, beseitigt. Dieses ist für Marx das einzige Problem. Die andere Seite der Problemlage sieht er so wenig wie seine Vorgänger, vielleicht noch weniger. Darin sind die späteren Nationalökonomien seine treuen Adepten. Die Konsumtionsregelung scheint für sie gar kein Problem der sozialen Gestaltung zu sein. Schmoller beispielsweise identifiziert einfach das soziale Problem mit dem Problem des im Produktionsverfahren erzeugten Einkommens. Es ist für ihn gelöst, wenn vier bestimmten Forderungen der Einkommenslage Genüge getan ist. Ad 1 soll das Einkommen der untersten Wirtschaftsklasse, also der Lohnarbeiter,

ihnen ein gesichertes „menschewürdiges Dasein“ schaffen. Es sollen ferner möglichst viele Mittelstufen von der untersten zur obersten Einkommensklasse führen. Drittens soll das Emporstreigen auf eine höhere Stufe möglich und leicht sein, d. h. möglich und leicht für denjenigen, der die notwendige Befähigung zum ehrlichen Aufstieg mitbringt. Die letzte Bedingung wird erfüllt, wenn die einmal erreichte Einkommenshöhe gesichert ist. Schmoller gilt heute als ziemlich veraltet und abgetan. Modern, ganz modern ist Sombart und vor allen Dingen Franz Oppenheimer. Aber auch sie bleiben darin Geist von Geiste der Alten, daß sie die volle Wucht der sozialen Fragestellung und Betätigung in die Sphäre der Produktion und des Einkommens verlegen.

Und doch! Auf der anderen Seite, innerhalb der Konsumtionsgestaltung ist die Problematik ebenso gehäuft und so schwierig wie bei der Produktion. Was alle Welt für ein Dogma hält und in feiner Weise für abstellungsbedürftig erachtet: so viel reicher jemand an Einkommen oder Besitz ist, desto mehr Konsumtionsgüter stehen ihm zu, falls er die entsprechenden Ausgaben leisten will, das ist keine Selbstverständlichkeit, das ist bloß ein von aller Welt hingenommenes Faktum. Darin steckt zunächst eine Ungerechtigkeit, die mindestens ebenso groß ist als der „Mehrwert“, das arbeitslose Einkommen des Kapitalisten. Zwar, es ist eine Ungerechtigkeit, daß der Millionär und der arme Schuster, der schwer mit den wirtschaftlichen Daseinsorgen ringt, für ein und denselben Konsumtionsgegenstand denselben Preis zahlen. Jener gibt, wenn er sich an einem Brot, an einer Mahlzeit sättigt, vielleicht den hundertsten Teil seiner Arbeitsleistung her, dieser etwa den dritten und leider mitunter noch mehr. Das Phänomen, welches Marx in seiner Analyse des Verhältnisses zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter erwiesen zu haben glaubte: daß der Proletarier für seinen Lohn mit zwiefel Arbeit zahlt, findet sich beim Kauf eines unmitteldbaren Konsumtionsgegenstandes in viel verletzenderem Maße wieder. Im Grunde genommen ist doch gerade dieses das Furchtbare, daß der eine, um sich zu sättigen, kann eine Minute seiner Arbeitskraft hergeben muß, der andere Stunden und weiß Gott wie viele.

Nun könnte ein reicher Unternehmer, der von Karl Marx gelernt hat, einwenden, man dürfe nicht einfach die Arbeitszeit des einen und des anderen rein numerisch vergleichen, es handle sich um „gesellschaftlich notwendige“ Arbeitszeit, und da zählten seine Arbeitsstunden für das Vielfache derjenigen eines Proletariers. So gesehen, zähle er für das wirtschaftliche Gut, welches ein Proletarier für das Drittel seiner Arbeitsleistung erzieht, mit annähernd oder vielleicht ebensoviel eigener Arbeitsleistung. Das ist aber eine gefährliche Konstruktion. Gesellschaftlich notwendig ist jede Arbeit, die ihren Beitrag zur Herstellung oder zum Betrieb von Gütern liefert. Grammatikalisch gibt es vom Notwendigen einen Komparativ und einen Superlativ, streng logisch hat das Notwendige keine Steigerungsgrade. Man kann daher nicht gut sagen, die Arbeit des einen ist um so und so viel notwendiger als die Arbeit des anderen, am wenigsten in präzisen mathematischen Formeln. Aus diesem Grunde bleibt das verletzende Verhältnis bestehen, daß der arme Teufel ein Drittel seiner Arbeitskraft für einen Gebrauchsgegenstand hergeben muß, den der glücklicher Weggekommene mit Minuten seines Arbeitspensums zahlt.

Seltener, daß man das Schwergewicht der sozialen Problemstellung so einseitig in die Einkommenssphäre gelegt hat. Das Aufreizende besteht doch eigentlich nicht in der Tatsache, daß einer so hoch viel und der andere so bedauerlich wenig verdient, sondern daß jener für sein Einkommen so sündhaft viel, dieser so jämmerlich wenig haben kann. Wenn die jetzigen Kriegs- und Revolutionsgewinnler bloß verdient hätten, die daran Unbeteiligten könnten es ihnen verzeihen, aber daß sie davon den Nutzen in der Aneignung von unmittelbaren Gebrauchsgütern haben, welche die anderen entbehren müssen, das treibt diesen den Stachel ins Gemüt. Der soziale Kontrast wird durch nichts härter beleuchtet als durch das Faktum, daß in der Nähe elender Mietkasernen die Willen der Milliardäre stehen.

Wenn man es dennoch — bis auf geringe, einleitend erwähnte Anfänge — unterlassen hat, die soziale Bessergestaltung von Seiten der Konsumtionsregulierung in Angriff zu nehmen, so wirken wohl noch andere Momente mit als die für selbstverständlich erachtete Überzeugung, daß wer mehr einnimmt oder besitzt, auch mehr dafür haben

darf. Eine Reform nach dieser Seite würde bedingen, daß dieselben Gebrauchsgegenstände einer differenzierten Preisgestaltung nach den Unterschieden der Kaufkraft unterlägen. Für ein Brot oder eine Mahlzeit würde der Millionär das Vierfache von dem zahlen, was der Unbemittelte für ein Brot oder eine Mahlzeit gleicher Quantität und Qualität entrichtet. Radikal durchgeführt wären solche Maßnahmen eine Wirtschaftsrevolution von nicht erlebter Intensität. Daher gestattet man sich kaum, das Problem auch nur in Form eines Gedankenexperimentes anzuschneiden.

Es ist aber auch sofort klar, die radikale Durchführung solcher Reformen ist eine Unmöglichkeit. Zunächst würde der Millionär sein Sträuben gegen derartige Bestimmungen mit dem Einwand begründen können: warum soll ich für ein Brot zahlen, das Behn, das Hünzigfach wert als für jenen, sondern wahrscheinlich einen geringeren. Ihm wäre schwer, einen Denkfehler nachzuweisen, mindestens solange nicht, als man eine objektive, eine in den Gebrauchsgegenständen selbst begründete Preisregulierung für notwendig hält. Und dann: wie sollte man die Maßnahme, daß der eine für dieses Gut den, der andere einen anderen, der Dritte, Vierte, Fünfte wiederum davon verschiedene Preise zahlen, praktisch durchführen? Bei aller Organisation und Reglementierung wäre dieses ein Ding der Unmöglichkeit. Und zuguterletzt müßte man von einer so charakteristischen Preisdifferenzierung die Ausschaltung des Erwerbsstrebens erwarten. Wenn der Anreiz nicht mehr besteht, für mein Einkommen kann ich entsprechend viel an unmittelbarem Nutzwert haben, dann wirkt das wie die Vererbung einer Gehirnpartie, in der eine bestimmte Anlage inkorporiert ist. Man wird also in der Konsumtionsumregulierung immer nur Reformen vorfichtigen Maßstabes unternehmen können.

Eine Überlegung, wie sie hier geboten ist, führt zu einem pessimistischen Schluß. Wenn der sozialen Not auch durch eine Umbewertung der Konsumtion nicht zu steuern ist, dann ist die soziale Frage überhaupt nicht lösbar. Aber darüber möge verweilt werden, wer immer gleich aufs Ganze geht. Wer dagegen weiß, daß überall, in der Wissenschaft, wie in der praktische Realisierung, nur Annäherungswerte zu erreichen sind, der wird sich leicht damit zufrieden geben, daß ein letzter Rest des Unlösbaren und Undurchführbaren auch hier übrig bleibt.

Karlsruher Künstlererinnerungen.

Von Hans Gude.

Aus dem Norwegischen überfetzt von Carén Lessing.

A. D. Dem Lehrkörper der von Großherzog Friedrich begründeten frisch-aufblühenden Karlsruher Kunstschule gehörte in den sechziger und siebziger Jahren neben andern hervorragenden Meistern auch der norwegische Landschaftsmaler Hans Gude an. Geboren zu Christiania am 13. März 1825, hatte er seine Studienzeit 1841—1847 unter Schirmer's Leitung in Düsseldorf verbracht; schon 1854 erhielt er dort eine Professur, ein Jahr später, nach Schirmer's Tod, wurde er auf Vorschlag von A. F. Lessing nach Karlsruhe berufen. In der kleinen, damals von regem geistigem Leben erfüllten badischen Hauptstadt fand er einen Wirkungskreis, der ihm zusagte und dem er lange Zeit hindurch treu blieb, sowie Gelegenheit zu erfolgreicher, fruchtbarer Lehrtätigkeit. Hier senkte seine Kunst, für deren Weiterentwicklung ein längerer Aufenthalt in Wales bedeutungsvoll geworden war, mehr und mehr in die Bahnen des Naturalismus ein, und mit feiner Färbung, klaren, farbenprächtigen Malweise gab er „der romantisch angehauchten Düsseldorfer Landschaftsmalerei von Schirmer und Lessing den nordischen Einschlag.“ Eine Reihe seiner besten Bilder, deren Motive zum Teil der norwegischen Heimat entlehnt sind, entstand in diesen Jahren. Seine außerordentliche Lehrbefähigung wurde anerkannt. Zu seinen Schülern, deren Zahl er selbst auf etwa 250 schätzt, gehörten, um nur einige bekanntere Namen anzuführen, u. a. der ältere Graf Kalkreuth, Eugen Bracht, Kallmorgen, Leistow, Max Roman und v. Ravenstein. In Berlin, wohin er einem erneuten ehrenvollen Rufe folgend, 1880 übersiedelte, und wo er hochbetagt am 17. August 1903 starb, hat er als Siebziger seine Lebenserinnerungen niederschrieben. Mit einer feinen künstlerischen Bedeutung würdigenden Einleitung seines Landmannes E. Dietrichson, reich ausgestattet mit Textbildern, wurden sie 1899 in norwegischer Sprache veröffentlicht (At Hans Gudes liv og vaerker. Kunstnerens livsindring. Udgivne og forset med en biografisk indledning af L. Dietrichson. Norge aktieforslag Kristiania. LIX. und 150 S.). Einen breiten Raum nehmen darin die Aufzeichnungen aus der Karlsruher Zeit ein: Mitteilungen über die Verhältnisse an der Kunstschule und in der Künstlerkolonie, über gesellschaftliche Beziehungen, über das Leben und Treiben in der Stadt u. a., die einen hübschen, kulturgeschichtlichen Beitrag geben und für Karlsruhe besonderen Wert haben. Das ist in Deutschland fast unbekannt geblieben; nicht einmal die Deutsche Bibliothek in Berlin besitzt ein Exemplar desselben. Auf unser Ersuchen hat mit Zustimmung der Familie und des Verlags eine Enkelin Gude's, Fräulein Carén Lessing in Berlin, es übernommen, den auf die Karlsruher Jahre bezüglichen Abschnitt ins Deutsche zu übertragen und damit einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen.

I.

Eines Abends gegen Ende Oktober 1863 malte ich bei Lugwy river in Wales eine Studie des Flusses mit überhängendem, brennend rotem und gelbem Laub, als meine Frau mit einem Brief von C. F. Lessing kam, worin er mir den Tod Schirmer's, meines alten Lehrers und Vorgängers an der Düsseldorfer Akademie, mitteilte und gleichzeitig anfragte, ob ich einen Ruf nach Karlsruhe als sein Nachfolger annehmen wollte. In der trüben Stimmung dieses Oktobertags und bei meiner Niedergeschlagenheit wirkte dies wie eine erfrischende Frühlingsbotschaft — die Herbststudie wurde niemals beendet, und ich erinnere mich

noch gut, mit welcher leichten Schritten wir heim wanderten, mit neuen Plänen und Hoffnungen. Es war ja auch der Anfang eines neuen Glücks, wie es sich später zeigte.

Auf dem Weg in unsere künftige Heimat besuchten wir noch einmal Düsseldorf, wenn auch nur für ganz kurz, um alte, liebe Freunde wiederzusehen, und kamen dann im Mai 1864 mit unsern sechs Kindern in Karlsruhe an, wo Lessing uns alle zusammen aufnahmen, bis wir in unsere Dienstwohnung ziehen konnten. Die Welt lag mit einemmal wieder hell und freundlich vor uns. Alles schien uns willkommen zu heißen, der Sonnenschein, von dem wir in Wales so wenig gesehen hatten, die blühenden Obstbäume in den Gärten, das frohliche und gemüthliche Zusammenleben in den Familien und bei den gemeinsamen Ausflügen in die malerischen Dörfer im Schwarzwald mit den schmucken Wirtshäusern und dem guten Landwein, die geräumige Wohnung mit den zehn Zimmern, die zu unserer Ankunft sorgfältig in Stand gesetzt worden war. Vor allem aber der herzliche Empfang, der uns von dem Großherzog und der Großherzogin, diesen seltenen, edlen Menschen, zuteil wurde, ebenso von den alten Freunden Lessing und Schroeders und meinem Jugendkameraden Des Courbes, der mit einer Badener Dame verheiratet und Professor in der Figurenklasse war. Alles wedte den Frühlingsjubiläum in unseren Seelen. Ein Umstand, der auch dazu beitrug, mir von neuem Hoffnung zu geben, war das allmähliche Verschwinden meiner fatalen Kopfschmerzen, die sich seitdem auch nie wieder gemeldet haben. Alles das war schön und wohlthuend, aber ehe ein paar Wochen herum waren, merkte ich doch, daß in allen Angelegenheiten der Kunstschule Schwierigkeiten laueren. Bei meiner ersten Audienz übergab mir der Großherzog, der die Kunstschule vor zehn Jahren neu begründet hatte und mein direkter Vorgesetzter war, einen Entwurf zu einer neuen Organisation, mit dem Auftrag, eine Kritik derselben einzureichen, und falls ich mit diesem Entwurf nicht übereinstimmte, einen Vorschlag zu neuen Statuten auszuarbeiten und ihm vorzulegen. Der Verfasser war Professor Theodor Diez, der, Badener von Geburt, in München gelebt hatte und zu Kaulbach's Schule gehörte. Abgesehen von seinem Künstlertum hatte er sich bei den großen Künstlerfesten als ein begeisterter Redner ausgezeichnet und war von einem ritterlichen Wesen. Gleich bei dem ersten Durchlesen sah ich, daß ich mit dem ganzen Entwurf nicht einverstanden sein konnte und arbeitete einen neuen Plan aus, der im wesentlichen in den von mir bisher befolgten Anschauungen begründet war, mit einigen Änderungen. Mein Vorgänger Schirmer war Direktor der Schule gewesen, und es wäre gewiß am besten gewesen, den Direktorposten beizubehalten, aber ich wußte, daß der Großherzog es anders wünschte, um nicht zu viel Macht in eine Hand zu legen. Nun sollte aus dem Kollegium jährlich ein Vorsitzender gewählt werden. Mit Rücksicht auf Professor Diez, der ebenso wie Des Courbes im selben Haus wie wir wohnte, entschloß ich mich, offen mit der Kritik seines Entwurfs und seinem eigenen zu ihm zu gehen, mit der Bitte ihn zu lesen, ehe ich ihn dem Großherzog gab. Daß ich dies tat, gestaltete unser Verhältnis für die ganze Zukunft zu einem freundschaftlichen und bewirkte, daß wir, jeder für sich, unsern Kurs nebeneinander ohne Zusammenstoß verfolgen konnten, trotzdem wir im Gang der Begebenheiten sehr abweichende Meinungen hatten. Mein Vorschlag wurde angenommen und gleich in die Tat umgesetzt. Inzwischen hatte Des Courbes mich in die persönlichen Verhältnisse der Schule eingeführt. Er tat dies in seiner nachdenklichen, verständigen Art, so daß ich einen guten Einblick in alles bekam. Der Großherzog glaubte von Anfang an, das beste Resultat zu erzielen, indem er fremde Lehrer berief, und zwar besonders solche, die schon Erfahrung im Unterricht besaßen, worüber bekanntlich nicht alle sonst tüchtigen Künstler verfügen. Natürlich waren die eingeborenen Badener der Ansicht, daß sie am besten dazu taugten, und folglich hatten die Fremden von Anfang an mit Mißgunst und bei einzelnen vielleicht mit etwas Haß zu kämpfen. Es traf sich nun glücklicherweise, daß Des Courbes und ich umgängliche und wenig zur Leidenschaft geneigte Leute waren, so daß die ersten Jahre, ehe das Kollegium vollzählig geworden war, leidlich friedlich verliefen. Doch war eine Bewegung im Gange, die sich schon vor meiner Ankunft geltend gemacht hatte und die nun immer mehr anwuchs und Unruhe unter die Schüler brachte. Es handelte sich, um mich kurz zu fassen, um das Galeriestudium, das gegen das allzu pedantische Naturstudium ausgespielt werden sollte, um dasselbe abzulösen.

Der Historienmaler Canon war nach Karlsruhe gekommen, und seine außerordentliche Beredsamkeit und imponierende Sicheerheit hatte einen starken Eindruck auf alle gemacht. Er war selbst ein hervorragender Künstler, dessen Vüder das Gepräge eines eingehenden Studiums der alten Meister trugen und besonders von Rubens, Titian und dem einen oder anderen der späteren Italiener beeinflusst waren. Er liebte es, eine ganze Schar von Bewunderern um seine Staffelei zu versammeln, für die er Vorträge hielt über die Art, wie die „Alten“ gemalt hätten, und die er wieder gefunden hätte. Er untermalte vollständig grau in grau mit vollkommener Modellierung und lasierte später mit brillanten

Farben. Dies war a nichts Neues, wir hatten es in Düsseldorf auch versucht, aber seine Methode hatte etwas sehr Einleuchtendes, und ich fand bei meinem Antritt die Schule in einem wahren Fieberzustand. Um zu verstehen, welche große Anziehungskraft er auf die jüngeren und auch einige der älteren Künstler ausübte, brauchte man ihn nur zu sehen: eine stattliche Erscheinung mit langem Bart und dem malerischen Sammetanzug. Als früherer Offizier sprach er viel von Waffen und erwies sich als gefährlicher Pistolenschütze; dazu mußte man seine wirklich prachtvolle Suada hören. Sein Ziel zu erkennen war ziemlich leicht; er ging darauf aus, sich erst eine Anstellung zu verschaffen, um dann die Leitung der ganzen Schule in die Hand zu bekommen. Er malte auch Studienköpfe, um zu zeigen, wie das gemacht werden mußte, aber gerade dies erweckte bei uns — Des Coudres und mir — bestimmtesten Widerstand. Die Farbe und der Charakter hatten keine Ähnlichkeit mit der Natur, aber desto mehr mit dem einen oder andern bekannten Meister, und unser alter Düsseldorfer Respekt vor der Natur, als der sichersten Quelle, aus der man schöpfen konnte — wenn auch nicht der ausschließlichen — erlaubte uns nicht, Canon mit seiner Anschauung als anerkanntem Lehrer an der Schule Eingang zu verschaffen. Umso mehr nahm seine Tätigkeit und seine Einwirkung auf unsere Schüler zu und zog auch im Lauf der Jahre den einen oder andern zu ihm hinüber, besonders einen, der unter seinem Einfluß sich wirklich in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Künstler entwickelte. Man sollte glauben, daß das unsere Augen für Canons Vorzüge und unser Unrecht geöffnet haben sollte, aber wir hatten nicht das richtige Vertrauen, und dieser eine war und blieb auch so ziemlich der einzige, mit dem Canon einen wirklichen Erfolg hatte.

Ich wurde zum Vorsitzenden gewählt und hatte als solcher öfters Zutritt zum Großherzog, um ihm über den Gang der Schule Bericht zu erstatten, und das wurde mir wahrhaftig nicht erschwert, denn ich fand immer Verständnis und das offenste Vertrauen, ebenso wie ich mit der vollkommensten Offenheit ihm alle Schwierigkeiten mitteilen durfte, die vorkommen konnten. Wenn er Briefe von dem einen oder andern erhielt, der mit der Leitung der Schule mißvergnügt war — und es gab auch solche mit den heftigsten Ausfällen gegen uns — übergab er sie mir zum Durchlesen und fügte lächelnd hinzu, daß ich sie mir nicht zu Herzen nehmen solle und daß es nützlich sei, seine Gegner zu kennen. Im Lauf der Jahre übertrug er mir die Aufgabe, bei der Erweiterung der Schule die neu zu berufenden Lehrkräfte vorzuschlagen und mit ihnen zu unterhandeln, und er verwarf nie einen, den ich vorschlug. Dieses feste Vertrauen des Großherzogs bewirkte, daß ich die mannigfachen Argernisse und Verstimmungen der folgenden sechzehn Jahre mit leidlicher Gemütsruhe ertragen konnte.

Sowohl der Großherzog wie die Großherzogin kamen öfters in unsere Ateliers und nahmen lebhaften Anteil an der Arbeit, die wir gerade unter der Hand hatten. Sie kamen stets unangemeldet, und es traf sich oft ziemlich komisch, wenn sie die Schülerateliers zu besuchen wünschten und es nicht möglich war, sie dort vorher anzukündigen. Es konnte dann vorkommen, daß es schwierig für die Damen war, sich mit ihren feinen Kleidern bis zu den Staffeleien durchzufinden, wenn der Boden voll ausgebreiteter Farbenuben, Malerlappen und Zigarrenstumpen lag. Dergleichen gehört ja, wie man sagt, zu der wahren Genialität. Einmal, als ich die Großherzogin wieder durch ein derartiges, kippenreiches Fahrwasser lotste, hatte der Künstler in seinem leidenschaftlichen Eifer, abgesehen von dem wie üblich von dider, fetter Olfarbe triefenden Malerkittel, auch sein Haar, das passenderweise rot war, mit dem saftigsten Grün vollgeschmiert. Da mußte Ihre königliche Hoheit wohl oder übel lachen und sagte: „Ja, so etwas kommt wohl vor in der Hitze des Gefechts.“

Sehr heiter traf es sich einmal, als die beiden hohen Herrschaften mein Atelier besuchen wollten. Zufällig hatte ich den Vormittag einen Besuch nach dem andern gehabt, was ja manchmal zu viel werden konnte. Ich war gerade mit einer großen Lust beschäftigt und über die vielen Unterbrechungen ärgerlich, als von neuem, und zwar sehr bescheiden, angeklopft wurde. Unwillkürlich fiel mein „Herein“ etwas wütend aus, und ich hörte, wie leise Schritte sich die Treppe herunter entfernten. Vom Fenster aus sah ich dann, wer es war, und lief nach. Sie sagten dann lachend, daß sie mich nicht stören wollten, sie hätten gut merken können, daß ich nicht gern Besuch annehmen wolle, gingen aber dann doch wieder mit mir herauf.

Der Großherzog sorgte dafür, es den Künstlern in jeder Weise angenehm zu machen, wenn er Gelegenheit dazu hatte. In dem großen, parkartigen Wald bei dem Schloß, der sonst nicht zugänglich war, bekamen wir einen herrlichen Platz unter alten Eichen angewiesen, wo wir im Frühjahr und Sommer jeden Sonntag Nachmittag unsere Familienzusammenkünfte haben durften. Wir unterhielten uns da mit Gesang und allerhand Freiluftspielen und jeder brachte etwas Proviant mit. Im Theater hatten die drei Familien Lessings, Schroedters und wir eine große Parkettloge für einen ganz unbeden-

tenden Preis, fast umsonst, und ich kann sagen, daß wir alle die sechzehn Jahre gewissermaßen in der Loge wohnten. Sowohl Schauspiel wie Oper waren ausgezeichnet, erst unter Devrients und später unter v. Putlitzens Intendantur, dazu ein Kapellmeister wie Levi, der später Generalmusikdirektor in München wurde. Diese Theaterabende waren ein wahrer Genuß, man hatte keine Schwierigkeiten, Billets zu bekommen, fand immer seinen Platz, konnte kommen, wann man wollte, und saß zusammen mit seinen besten Freunden, ohne irgend etwas mit dem übrigen Publikum zu tun zu haben.

Gleich den ersten Sommer machte ich einen Ausflug in den Schwarzwald mit Des Coudres, um die Landschaft kennen zu lernen, die ich nun wahrscheinlich darstellen sollte, und machte auch einen kleinen Anfang mit einigen Schülern zusammen in Ottenhöfen und Umgegend. Da ich in Wales aquarelliert hatte, weil die meisten Maler es dort taten, hatte ich Lust, es fortzusetzen, aber trotzdem ich da ganz gute Resultate erzielt hatte, mißglückten meine Versuche im Schwarzwald vollständig, ich weiß nicht warum, und erst zwanzig Jahre später nahm ich sie wieder auf.

Lessing war nicht an der Kunstschule angestellt, er war Galerie direktor und hatte da seine Beamtenwohnung mit sehr großem Atelier, das zu besuchen für mich immer eine Verhütung war. Man fand ihn dort vollständig unberührt von allem Neid und Streit in der Kunstschule in seine Arbeiten vertieft, und es fiel mir nie ein, ihm von alledem etwas zu erzählen, selbst wenn das Ganze in Stücke zu gehen drohte. Es hätte gar keinen Eindruck auf ihn gemacht, da ihm der Sinn für Intrigen und Klatsch vollständig abging; er lebte nur für seine Kunst sein historisches Studium und die Jagd. Da ich sein historisches Studium erwähne, muß ich eine kleine Geschichte erzählen, die ein leberdiger Beweis für seine unerbittliche Wahrheitsliebe ist. Oben bei Frau Ida Lessing traf ich eines Sonntag Nachmittags am Kaffeetisch Verthold Auerbach. Frau Lessings Haus war immer sowohl in Düsseldorf wie in Karlsruhe eine Sammelstätte für Dichter, Musiker und Maler gewesen, da sie selbst einen lebhaften Sinn für alles geistige Leben hatte, und ihre Heiterkeit, frische Natürllichkeit, wie ihr warmes Herz auch eine große Anziehungskraft ausübten. Dazu kam, daß sie sowohl im Reich der Musik wie der Literatur sehr bewandert war. Nun hatte Auerbach schon längere Zeit seine Bücher, sobald sie herankamen, an Frau Lessing geschickt, wohl in der heimlichen Hoffnung, eine Arbeit von Lessing als Gegenleistung zu bekommen. Er fragte also plötzlich Lessing, ob er sein letztes Buch gelesen hätte, worauf dieser ganz ruhig und ohne Ahnung, etwas Verlehrtes zu sagen, erwiderte: „Nein, solche Bücher lese ich nie.“ Er meinte damit, daß er nur historische Werke lese und überhaupt keine schöne Literatur. Ich sehe noch Auerbachs verdutztes Gesicht, er war ganz ratlos, und wir andern, die ja Auerbachs Eitelkeit kannten, nicht weniger, obwohl es uns Mühe kostete, nicht in Gelächter auszubrechen.

Adolf Schroedter, der Humorist der früheren Düsseldorfer Zeit, der die bekannte Parodie auf sentimentale Bilder malte: „Die trauernden Lohgerber“, denen im Fluß die Felle weggeschwommen sind, und dessen Don Quichotte zu den ersten Kunstwerken der Neuzeit gehört, hatte eine Anstellung als Professor am Polytechnikum im Ornamentzeichnen bekommen. Seine Gattin, eine Schwester von Frau Lessing hatte einen angesehenen Namen als Blumenmalerin und viele Schülerinnen, vor allem die Großherzogin selbst. Ihr Haus war auch eine Sammelstätte für Künstler, d. h. wie bei Lessings und uns nur für den Kreis, der zu unserer Richtung gehörte. Alle Versuche, die im Laufe der Zeit gemacht wurden, die Badener in unsere Geselligkeit hineinzuziehen, schlugen fehl, sie wollten von den Norddeutschen nichts wissen, und dabei blieb es auch die ganze Zeit mit wenigen Ausnahmen. Man wird vielleicht einwenden, es wäre eine der wichtigsten Aufgaben für uns, die Eindringlinge, gewesen, sie heranzuziehen, aber was konnte man tun, wenn man keine Antwort erhielt. Später, als sich der eine badische Künstler nach dem andern zu großer Bedeutung entwickelte, waren wir, und ich nicht zuletzt, die ersten, sie an der Kunstschule anzustellen.

Wir wurden bald in das Gesellschaftsleben eingeführt und lernten da viele ausgezeichnete und interessante Menschen kennen, z. B. Eduard Devrient, den Theaterdirektor, mehrere bedeutende Juristen, darunter die späteren Staatsminister Jolly und Rott, den Professor Gebhard, mit welchem wir den Verkehr alle diese Jahre in Berlin fortsetzen konnten, da er Mitarbeiter am Bürgerlichen Gesetzbuch in Deutschland war, den Dichter von Scheffel, mit dem wir uns später mehr befreundeten, und von Freyhof, den Minister des Außern, dessen Heiratsgeschichte ich kurz erzählen will.

Es bildete sich damals eine Gesellschaft, die jede Woche einmal zusammentam, um geistigere Interessen zu pflegen als die, welche die Geselligkeit im allgemeinen bot. Es wurden kleine Theaterstücke aufgeführt, Vorlesungen gehalten und musiziert, und unter denen, die auftraten, zeichnete sich eine ganz junge Dame aus, ein Fräulein von Cornberg, von der wir alle sehr entzückt waren, nicht zuletzt Herr von

Freydorf, damals Regierungsrat und älterer Junggeselle. Wir waren alle etwas entrüstet, als nichts daraus wurde. Inzwischen nahm sie in ihrer Leidenschaft für das Theater ein Engagement in Stuttgart an und kurz darauf in Hannover. Da erfolgte 1866 der große Umschwung in der badiſchen Politik; Herr von Freydorf wurde zum Minister des Außern ernannt, und das erste, was er that, war, daß er um Fräulein von Cornbergs Hand anhielt. Bald darauf trat sie bei den offiziellen großen Feſten, die dem Minister des Außern obliegen, als deſſen Gattin und repräsentierende große Dame auf, und zwar zu unſerer aller Bewunderung, von ihrer Schönheit, ihrem Geiſt, ihrer Munterkeit und ihrem natürlichen Takt begünstigt.

Auf einem Hofball ſah ich zum erſtenmal einen Adjutanten des Großherzogs, Major von Türckheim, zu dem ich bald in ein intimes Freundschaftsverhältnis treten ſollte. Er malte Landſchaften mit einem außergewöhnlichen Talent, das mein ganzes Intereſſe erweckte. Bald darauf nahm er ſeinen Abſchied, um der Kunſt ganz leben zu können. Seine Gattin gehörte auch bald zu unſerem näheren Freundeskreis; ſie ſtammte aus dem Elfaß, wo ſie den Sommer in einem Chalet wohnte, und war leidenschaftlich franzöſiſch geſinnt, was aber erſt 1870 richtig zum Ausbruch kam.

Am 1. September 1864 wurde unſere Tochter Beſty geboren, das ſiebente in der Reihe unſerer Kinder, und alle ſieben hatten in dieſem Winter eine Kinderkrankheit nach der anderen: Maſern, Keuchhuſten und was es ſonſt noch gibt. Gleich nach unſerer Ankuſt hatte auch mein Sohn Miſs eine ganz ernſtliche Gehirnentzündung, ſo daß es hieß, da hätten wir ja richtig eine kranke Familie ins Land bekommen. Gott ſei Dank zeigte es ſich bald, daß dies nicht der Fall war.

Im Sommer 1865 verbrachte ich einige Wochen im Schwarzwald bei den Waſſerfällen von Rammünzach. Ein paar Schüler begleiteten mich, unter ihnen Frederik Collet, der uns mit ſeinem Weſen viel Spaß machte. Seine ironiſchen Randbemerkungen über ſich und uns und alle die Schwierigkeiten, die die Studien immer mit ſich bringen, wirkten erheitend. Es kommt ja ſehr häufig vor, daß man nach der Ankuſt an einem neuen Studienplatz, beſonders, wenn man denſelben nicht ſelbſt gewählt hat, nichts finden kann, was der Mühe wert wäre zu malen. So ging es Collet dort, und wir, die wir unſere Motive ſchon vor ein paar Tagen gefunden hatten, ſahen die ganze Zeit zu, wie er bald auf eine hohe Klippe kletterte, bald nahe am Waſſer hochte und verſuchte, das Motiv unter dem vorgebogenen Arm oder zwischen den Beinen durch zu begutachten, das Geſicht vor Anſtrengung gerötet, den Schweiß von der Stirne trocknend, in einem fortwährenden, fieberhaften Zuſtand, der nach ein paar Tagen damit endete, daß er das Gewünſchte fand. Dieſmal mitten in einem Fluß. Und nun entwickelte er einen Eifer, gegen den alles Vorangegangene verblaſte. Wir ſahen ihn, während ſein Antliß von Zufriedenheit ſtrahlte, in das Waſſer hinein waten und große Steine ſchleppen, ſahen, wie er oben am Berg Bäume fällt und herunterzog, und ſahen, wie nach und nach ein hohes Gerüſt entſtand, eine Art Kanzel, wo er ſich dann ſchließlich auch zur Ruhe ſetzte. Aber das merkwürdigſte war doch, daß keine Studie daraus erwuchs; die Begeiſterung war weg, vollkommen aufgezehrt von den großen Vorbereitungen.

Die Kunſt und ihr Publikum.

Von Heinrich Ritter (Darmſtadt).

Neue Wendungen in der Kunſt bringen den Künſtler immer mit dem Publikum in Zwiespalt. Das erleben wir heute mit beſonderer Schärfe. Es war genau ſo in der Vergangenheit. Die Nazarener wurden affektiert und manieriert geſcholten, die erſten Realisten galten als Berührer ewiger Ideale, die Naturalisten als Geſchmackverderber, die Impreſſionisten als Auflöſer aller Grundlagen der Kunſt, die Expreſſionisten als unklare Schwärmer oder als Bluffer oder als künſtliche Erſcheinungen.

Es geht nicht an, dieſen Widerſtand des Publikums, ſelbſt des geiſtig vorbereiteten und durchaus gutwilligen und kunſtbegierigen, gegen das künſtleriſche Wollen einer neuen Zeit mit Sohn und Überhebung abzutun. Es ſollte wirklich mehr Liebe und gegenseitige Achtung in das Verhältnis zwiſchen Künſtler und Kunſtpublikum kommen. Es iſt Tatſache, daß viele ernſte Menſchen es als einen Schmerz empfinden, vor neuer Kunſt ratlos und ohne Zugang ſtehen zu müſſen. Sie ſind von Herzen bereit, die Kunſt, jede Kunſt in jeder neuen Wendung zum Gefährten ihres Lebens zu machen. Sie brennen darauf, Freunde der Künſtler auch bei deren rüſtigſtem Fortſchritt zu bleiben. Und vieles von der Härte in den Urteilen gegen neueſte Kunſt kommt fraglos aus Bitterniß der Enttäuſchung, aus dem peinlichen Gefühl, in die Rolle des Bananen gedrängt zu ſein, wo man lieben und verſtehen möchte. Von da aus erwacht ein gewiſſer Trotz und aus ihm die Ungerechtigkeits, das große Müſſen abzutreten, das die Künſtler auf ihrer dunklen, abenteuerlichen Bahn vorantreibt. Das Publikum empfindet in der präſentierenden Bewegung, mit der ihm das Kunſtwerk in Ausſtellungen und Kunſtzeiſchriften vorgeführt

wird, mit Recht eine gewiſſe Herausforderung. Es empfindet dieſe Herausforderung erſt recht in dem oft ſtolzen, hie und da anmaßenden, immer aber ſelbſtbewußten und überzeugten Ton, in dem Künſtler und Schriftſteller ihm von neuer Kunſt ſprechen. Es beugt ſich dieſer Herausforderung ſehr gerne, wo es irgendwelche Werte im Werk erkennt. Aber es reagiert bitter und ablehnend, wenn ihm dieſer Wert unzugänglich bleibt. Und ſo kommt es zu dieſer Kriegſtimmung zwiſchen Künſtler und Publikum, die heute noch die Vertreter neuerer Kunſt vom Volke abtrennt. Gerade die Kunſtzeiſchriften bekommen von dieſer Kriegſtimmung, hüben und drüben, manches zu ſchreien. Sie, deren einziges Ziel es iſt, mit höchſtem Ernſt und höchſtem Verantwortungsgedankel zwiſchen beiden Gruppen zu vermitteln, hier für lebendige Auswirkung des voranſchreitenden Künſtlers, dort für Verſtändnis und wahre Kunſtfreude zu werben, werden ſelbſt in den Kampf hineingezogen, den ſie ſchlichten wollen, werden oft der Parteilichkeit beſchuldigt, weil ſie das große Intereſſe vertreten, das über beiden Gruppen iſt: das Intereſſe, beſeelte Volksgemeinſchaft aufzubauen, in der alles ſich wechſelſeitig fördert wie die Organe in einem gefunden Körper. Keine Frage: irgend etwas von Naturnotwendigkeit liegt dieſem Zwiespalt zugrunde. Es iſt — ich ſage das unumwunden — eine große Ungerechtigkeits, das Wehren des Publikums gegen eine neue, vorbildloſe Form des künſtleriſchen Ausdrucks als intellektuellen Mangel, als ſtumpffinnige Kunſtblindheit zu verleumden. Der Saie hat zunächſt von ſich aus gar keinen Grund, ſich von der Kunſt, die er kennt und liebt, die ihm Freude und Lebensbereicherung ſchenkt, fortzuziehen nach Neuem. Warum in aller Welt ſollte er das tun? Er hat alle die gewaltigen Antriebe nicht, die den Künſtler in unſtützleriſche Wagniſſe jagen. Er hat nicht jenes überwältigende Vorſchauen einer neuen Schönheit, das den Künſtler die alte zerbrechen oder preisgeben läßt. Der Künſtler, der mit alten Harmonien bricht, tut dies doch nicht aus bloßer negativer Sucht nach Neuem. Er tut es, weil er die poſitive neue Schönheit zum Greifen deutlich vor ſich ſieht und ſie aus der Zukunft hereinreißen will in den Tag des Heute. Das macht ihn zum Revolutionär, zum ewigen Störer des Kunſtfriedens. Der Saie hat dieſen mächtigen Antrieb nicht, er kann ihn nicht haben. Es iſt blind und illuſionariſch, ihn bei ihm vorauszuſehen. Nichts iſt natürlicher, als daß er die erſten Ausſchritte des neuen künſtleriſchen Weltbildes, die ihm bei neuen Wendungen der Kunſt vorgeführt werden, mit Prüfen, mit Bögern, mit Widerwillen betrachtet. Er kann in ihnen zunächſt nur das Verneinende ſehen, das Verlaſſene, das brutale Verkrümmern gewohnter Harmonie. Sein Widerſtand iſt naturgeſetlich. Der Kampf, den neue Kunſt um Anerkennung und volkmäßige Wirksamkeit führen muß, iſt die notwendigſte und unvermeidlichſte Erſcheinung des Kunſtwerdens; iſt in keinem Falle auf das Konto geiſtigen Mangels oder böswilliger Reaktion zu ſetzen. Er iſt genau ſo notwendig, wie die andere Erſcheinung, daß der Widerſtand immer wieder aufgegeben wird, ſobald die neue Form ihre Poſitivität ganz enthüllt hat und die neue Harmonie umfänglich erkannt und gefühlt iſt.

Es gibt noch mehr zur Entlaſtung des Publikums zu ſagen. Ich weiß als Kunſtfreund und Künſtlergenoffe, daß neue Wendungen in der Kunſt immer aus einem mächtigen Müſſen kommen. Eine neue Kunſtgeſinnung will herauf, ein neues Weltgefühl drängt ſich heran, mit dem unüberſtehblichen Ungeſtüm elementarer Ereigniſſe. Die Künſtler empfinden das, was ſo in geiſtiger Welt werden will, früher und deutlicher als die Saie. Sie ſind ja keineswegs bloß Werkzeuge, ſie ſind Vorahner, Wegebereiter, ſie geben Ausſchläge, wie der Seismograph auf Erſchütterungen in rieſiger Ferne, ſo auf geiſtig Erſchütterungen in der Ferne der Zeit. Sie ſprechen immer von wiſſlichem, unüberſtehblichem Geſchehen, wenn ſie in eine Wendung des Kunſtwillens eintreten. Im Ganzen einer ſolchen Bewegung waltet also immer Zwang und Müſſen.

Nun aber wird dieſe Bewegung getragen von einzelnen Menſchen, die unter uns leben und Mängel haben, wie wir alle. Sie zeichnen ſich zunächſt ab in kühnen Vorſtößen einiger Weniger, die die Berufung an ſich ſelbſt erfahren haben. Aber, ſowie ſie ihr erſtes Wort geſprochen haben, finden ſie Gefolgschaft von allerlei Mitläufern. Eideschwörer der Neuerung finden ſich ein, die mitmachen, um als Originalnaturen zu erſcheinen, die die ganze Bewegung in die Breite ziehen, ſie forcieren und oft genug zum Teil verzerrten. Der Saie empfindet nicht ganz unrichtig, wenn er da von leerer Mode ſpricht. Es iſt Unſinn, behaupten zu wollen, die neueſte Kunſt werde getragen von lauter echten Prieſtern und Eingeweihten. Gerade an die jüngſte Umwälzung in der Kunſt haben ſich maſſenhaft Mitläufer gehängt, die mit der revolutionären Phraſe paradierten. Und wenn heute hervorragende ſchriftſtelleriſche Vertreter des Expreſſionismus gegen das Neue kritiſch werden, wenn ſie ſtrenge Ausleſe halten und auf alle Weiſe zur Beſonnenheit mahnen, ſo liegt darin eben auch das Anerkenntnis, daß in vielen Fällen Mode, Originalitätſucht, der Wunſch, im Trüben zu fiſchen, der neuen Bewegung Anhänger zugeführt haben. Der Saie empfindet also etwas Nichtiges, wenn er ſagt: Da liegt gar kein Müſſen vor, da iſt Bluff und Spiegelfechtereis, Leichtfertigkeit und Anmaßung.

Ins Unrecht aber ſetzt ſich dieſes Urteil faſt immer durch eine maßloſe Verallgemeinerung. Der Saie ſündigt ſchwer, wenn er ſich durch Mitläufertum den Blick für die Bedeutung der echten Träger der Bewegung trüben läßt. Überall, wo Bewegung unter Menſchen geht, gibt es Mitläufertum. Es ſagt über Wert oder Unwert eines Pro-

gramms nicht das Mindeste aus, wenn es in gewissem Sinn zur Mode-
sache wird. Die höchsten, heiligsten Dinge können in die Mode kommen
und unwertige Milläuser an sich ziehen. Mode ist Kant und Goethe
gewesen wie Büchner und Sudermann. Mode kann Frivolität sein
und Frömmigkeit, Festhalten am Alten und zorniger Umsturz. — Das
Mode-Werden, das heißt: die verlockende, äußerlich wirkende An-
ziehungskraft neuer geistiger oder sinnlicher Dinge, ist vielleicht sogar
ein Mittel, dessen sich die Entwicklung bedient, um wichtigen Pro-
zessen eine breitere Angriffsfront, eine erhöhte Stokkraft zu geben.
Ich möchte nicht so weit gehen, alle Künstler zu verurteilen, die sich
einer neuen Bewegung anschließen, weil sie „Mode“ wird. Vielleicht
leisten auch sie der Sache gewisse untergeordnete Dienste. Vielleicht
tragen sie dazu bei, die Auseinandersetzung des Publikums mit der
Sache zu beschleunigen, den Wert der wirklichen Schöpfer im Neuen
klarer hervorzuheben. — Zwischen all diesen Klippen muß sich das
Urteil des Laien seinen Weg suchen. Und der Künstler muß, je edler
seine Berufung ist, um so ehrlicher anerkennen, daß der Laie durch
künstlerische Umwälzungen in ernste geistige Schwierigkeiten gestürzt
wird, in denen ihm Schwanken, Bögen, Ablehnung nicht ohne Weiteres
als schwere Sünden wider den Geist anzurechnen sind. Sie können
im Gegenteil sehr löbliche Gründe haben: tiefe Auffassung von wahrer
Kunstfreude, edle Begriffe vom Zusammenhang zwischen Kunst und
Volk, Scham, sich äußerlich zu einer Sache zu bekennen, die man noch
nicht im innersten Herzen gespürt und erlebt hat.

Dies also sind die Dinge, die über die Geisteslage des Laien gegen-
über neuer Kunst zu sagen waren. Es sind gewissermaßen Entlastungen
in seinem Widerstand gegen künstlerische Umwälzung. Bei späterer
Gelegenheit wird zu sagen, besser: zusammensustellen sein, was von
der Seite des Künstlers zu der Frage „Kunst und Publikum“ zu be-
merken ist; eine Frage, die seit zehn Jahren brennend ist und heute noch
nichts von ihrer Aktualität verloren hat.

Fränkische Sagen.

Von Carl Ochsman*) (Karlsruhe).

II.

Die Melusine von der Gulschirbenmühle.

Eine kurze Strecke oberhalb des Klosters Bronnbach an der Tauber,
da wo der Fluß einen starken Bogen macht und ein anmutiges, ein-
sameres Waldtal durchströmt, liegt, von der Eisenbahn aus gut sichtbar,
die malerische und sagenberühmte Gulschirbenmühle. Sie besteht
aus Scheuern, Stallungen und der eigentlichen Mühle. Wie alle
Wassermühlen des Frankenlandes hat auch sie ihre früheste Erbauung
und Einrichtung den Franken zu verdanken, die gegen Ende des fünften
Jahrhunderts die Gegend besetzten und besiedelten. Die ältesten Ur-
kunden über den eigenartigen Bau stammen aus dem 13. Jahrhundert.
Später war die Mühle im Besitz des Klosters Bronnbach und der
Herren von Gamburg.

Der Bauwau der Mühle hat ganz eigenartige Formen, so daß er
von ferne eher einem vornehmen Herrensis als einer Mühle gleicht.
Ein starker Quaderbau ragt aus dem dichten Erlengebüsch des Tauber-
ufers auf; auf dem mächtigen Unterstock ragen zwei hohe Giebel
empor, die mit allerlei Schnitten und Bömen verziert sind. Ein
großes Schieferdach verbindet die Giebel miteinander. Nach der
Südseite zeigen sich zwei stattliche Erker aus Stein und in der Mitte
der Langseite ein hoher Treppenturm, über dessen Eingang eine schöne
Steintafel prangt: Sie zeigt die Wappen v. Kronberg und v. Brendel.
Diese Wappen zeigen auch die Zeit der Erbauung an; die jetzige Mühle
entstand im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.

An der oberen Ecke des Bauwerks gegen die Tauber hinaus zeigen
sich mehrere Jahreszahlen, welche dem Beschauer die Wasserhöhe mel-
den. Die höchste steht nahe unter dem Dache und besagt folgendes:
„1595 Die Tauber so hoch.“

Im Innern der Mühle führt eine Treppe zur Tauber hinunter,
die aber von Schutt und Schlamm bedeckt ist; noch viele Staffeln sollen
darunter liegen. Dies war die Treppe, die zum Flußboden hinunter-
führte; eine Melusinenfrage weiß davon noch mehr zu erzählen.

Auf dem Bergschloß zu Gamburg lebte einst ein Graf, der war
ein leidenschaftlicher Jäger und Fischer. Zum größten Verdruß seiner
Gemahlin verbrachte er oft viele Tage lang fern von seiner Burg
mit seiner Lieblingsbeschäftigung. Als der Graf einst an der Tauber
im Erlengebüsch bei der Gulschirbenmühle mit Fischfang beschäftigt
war, sah er plötzlich ein ihm ganz unbekanntes Mädchen vorübergehen
und in der Mühle verschwinden. Die wunderbare Schönheit der
Erscheinung hatte es dem Grafen angetan. Er fragte den Müller,
wer die Fremde sei; da erhielt er die Auskunft, sie habe sich seit kurzem
in die Mühle verdingt, jedoch nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt,
daß sie von Donnerstag abends bis zum Samstag morgen im Walde
leben dürfe. Der Wunsch wurde ihr gerne gewährt, denn sie arbeitete
in einer halben Woche mehr als eine andere Magd in einer ganzen.

Der Graf hatte eine leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen gefaßt
und wollte darum unter allen Umständen hinter das sonderbare Ge-
heimnis kommen. Noch fehlte ihm jeder Anhaltspunkt, der ihn auf
die richtige Spur hätte bringen können.

So begab er sich denn am folgenden Donnerstag abend wieder in
die Nähe der Mühle um die seltsame Fremde zu sehen und vielleicht
zu belauschen. Wirklich erschien das Mädchen wieder um die nämliche
Stunde und verschwand in der gleichen Weise wieder wie das erste Mal.

In einem späteren Donnerstag schlich ihr der Graf auf ihrem sonder-
baren Gange nach. Da sah er, wie sie sich am Ufer der Tauber vor-
sichtig entkleidete, ihre Gewänder sorgfältig im Gebüsch versteckte

und dann mit einem raschen Sprung im Fluße untertauchte. Nach
einer kurzen Weile aber kam sie wieder auf dem Wasserspiegel zum
Vorschein und wiegte sich, eine Perlenkrone auf dem Haupt, über den
Bogen, die im hellen Mondschein erglänzten.

Als der Graf näher dem sonderbaren Spiele zusah, bemerkte er
noch zu seiner größten Überraschung, daß ihr Leib von den Hüften an
abwärts von lauter Schuppen bedeckt war und in einem langen Fisch-
schwanz auslief.

Als die Wasserfrau wieder untertauchte, hatte sich der Graf auch
schon von seiner Verwunderung erholt. Rasch entschlossen schlich er
sich dann zu der Stelle, wo sie ihre Kleider versteckt hatte. Er fand
sie mühelos und nahm sie weg. Durch dieses Vandal war die schöne
Frau nun die Geliebte des Herrn von Gamburg geworden; trotz ihres
anfänglichen Sträubens und Bittens folgte sie ihm.

Auf ihren Wunsch baute ihr der Graf bei der Mühle ein prächtiges
Schloß, die jetzige Mühle, und verlebte hier zusammen mit ihr die
schönsten Tage. Vom Donnerstag abend bis zum Samstag lehrte
sie jedoch jede Woche in das Wasser der Tauber wieder zurück, und zwar,
damit sie kein fremdes Auge erblicken konnte, durch die unteren Räume
des Schlosses, von wo aus eine steinerne Treppe ins Wasser hinunter-
führte. Diese drei Tage aber brachte der Gamburg Graf jedesmal
auf seiner nahen Burg zu.

Auf die Dauer jedoch konnte dies nicht verborgen bleiben. Der
Müller hatte oft im neuen Schlosse Sautespiel und Gesang gehört.
Das machte ihn neugierig, und so belauschte er eines Tages die beiden.
Sogleich ging er zu dem Abt des nahen Klosters Bronnbach und er-
zählte alles, was er gesehen und gehört hatte.

Der Geistliche gab darauf dem Müller ein mit geweihtem Wachs
verklebtes Papier; dies legte er nach seinem Rat auf die oberste Stufe
der Treppe, die in das Lauberbett hinunterführte.

Als sich nun das Fräulein am folgenden Donnerstag abend die
Stiege hinunter in ihr gewohntes Wasser begeben wollte, hörte der
Müller auf einmal ein lautes Pammern und gleich darauf einen schweren
Ball in die Tauber; dann war auf einmal alles todesstill.

Von da an aber erschien die Wasserfrau nicht mehr; sie blieb für
alle Zeiten verschwunden. Auch der Graf starb bald darauf aus Gram.
Die Gräfin aber ließ an der Stelle zum Andenken an ihren Gemahl
ein kleines Kloster erbauen und verlebte darin einsam ihre Tage bis
zum Tode.

Kurz vor ihrem Hinscheiden aber entstand eine solche Überdruem-
mung, daß nur noch das Dach des Gebäudes aus dem Wasser hervor-
ragte. Dies wurde dann von den Nonnen verlassen und von dem
Müller später zu einer Mühle eingerichtet.

Außer der Melusine von der Gulschirbenmühle findet sich auch noch eine
ähnliche Sage im Oegau und bei Staufenberg, beide auf alemannischem
Boden. Beide zuletztgenannten Erzählungen sind, wie es den Anschein
hat, aus dem französischen Schrifttum herübergenommen worden.
Dagegen ist wahrscheinlich die Gulschirbenfrage sowie die vielen andern
Sagen des Frankenlandes von Wasserfrauen und Wassermännern
urfränkisch. Die Franken haben wohl diese Art von Sagen aus ihrer
früheren Heimat am Mittel- und Niederrhein mitgebracht, als sie bei
der Einwanderung das Land zwischen Main und Neckar in Besitz
nahmen. Ganz auffallend ist die Tatsache, daß sich Wasserfrauenfragen
im Memmenland sonst kaum finden, dagegen sehr viele auf fränkischem
Boden.

Die bekanntesten Erzählungen sind hier: „Die Wasserfräulein von
Dallau“, „Das Wassermädchen von Auerbach“, „Das Wasserfräulein
von Hettlingen“, „Die Meerweiblein von Walldürn“, „Die Wasser-
fräulein von Osterburken“, „Die Badstubenfräulein von Hofheim“,
„Die Wasserfrau am Pfaffenbrunnen bei Bronnbach“, „Die Wasser-
fräulein von Hühfelf“, und „Der Wassermann von Gamburg“.

Der Name „Hühfelf“, der dabei erwähnt wird, zeigt uns
auch den Schlüssel zu der Erklärung all dieser Sagen: Die altgermanische
Göttin Hulda oder Holla ist die Hauptperson. In manchen Sagen
erscheint sie allein, an andern Orten ist die Einheit aufgelöst in eine
Zweifelt. Dann ist Hulda von einer Dienerin begleitet, bisweilen
sogar von zweien. Das Christentum aber verbannte bei seinem Ein-
dringen die heidnische Gottheit in Quellen, Seen und Flüsse, wo sie
als Wesen ohne Seelen ein rein physisches Leben weiterführten. Sie
suchten nach der Meinung des Volkes gerne die Menschen auf und
belohnen das Gute und strafen die Bösen.

Die Wassermädchen von Hühfelf.

Nordöstlich von der schon erwähnten Gulschirbenmühle, etwa eine
halbe Meile entfernt von Nilsbachhausen, das durch seinen „Pfeffer
Hans Böhm“ in der Geschichte bekannt geworden ist, liegt auf der
Höhe das Dorf Hühfelf. Es ist eine der ältesten Siedelungen der
Gegend, und von dem Seebrunnen beim Dorfe geht heute noch
folgende Sage, die zugleich die schönste Wasserfräuleinfrage des Franken-
landes ist:

Als einmal die Dorfjugend von Hühfelf nach altem Brauch in
einer Scheuer zum Kirchweihfest beisammen war, kamen zwei fremde
weibliche Gestalten herein. Sie waren nicht in der roten, altfrän-
kischen Tracht gekleidet, sondern trugen beide lange dunkle Überwürfe.
Einer der Burschen fragte sie, ob sie auch tanzten; die Frage wurde
von ihnen mit ja beantwortet. Als die beiden Fremden dann zum
Tanze gingen, legten sie ihre Mäntel ab. Da erschienen sie in licht-
blauen Gewändern mit ganz kurzen Ärmeln, schneeweißen Schürzen
und langen, gelben Handschuhen, die bis zum Ellenbogen reichten.
Ihre Haare waren schön geflochten und von goldgelber Farbe. Ihr
Tanz war so zierlich und fein, daß sie allgemeine Bewunderung er-
regten. Erst spät in der Nacht entfernten sie sich aus der heiteren Ge-
sellschaft. Dabei lud sie der Sternwirt des Dorfes zur folgenden
Winterjannstube ein, die am ersten Adventtag beginnen sollte.

Die ganze Dorfjugend aber blieb bis dahin in aufregender Erwar-
tung. Als der Abend herantam, ging plötzlich die Türe der Wirt-
stube auf, und die beiden Mädchen erschienen wirklich in der nämlichen
Kleidung wie zum Kirchweihfest und setzten sich mitten unter die
Spinnerinnen des Dorfes. Bei der Arbeit legten sie ihre Handschuhe
und Mäntel in dem Nebenzimmer ab. Dann spannen sie, sauaen,

*) Val. „Pyramide“ vom 14. März 1920.

tauderten und scherzten mit den andern; auch Speise und Trank nahmen sie zu sich wie die Dorfschönen.

Als sie sich endlich gegen Mitternacht entfernten, fragten sie die Anwesenden, wenn sie wiederkommen dürften. Am dritten Abend erschienen sie auch wieder. Im Eifer der Arbeit fiel zufällig ein Knäuel Garn dem einen der Mädchen zu Füßen. Schnell riefte sich ein Bursche darnach und hob ihn auf. Dabei streifte er mit der Hand den Saum ihres Kleides und spürte, daß dieser ganz naß war.

Als die Mädchen an diesem Abend fortgegangen waren, erzählte der Bursche seine Wahrnehmung und bald war man sich einig, daß die beiden Unbekannten Wasserfräulein seien aus dem Seebrunnen vor dem Dorfe.

In der letzten Spinnstube des Winters nahm nun eine der Dorfschönen einen Handschuh der Fräulein weg. Vor ihrem Weggang suchten diese lange vergebens darnach. Es schlug 12 Uhr und der Handschuh war noch nicht gefunden. Da rief die eine erschrocken aus: „Jetzt sind wir verloren!“ Dann gingen sie ellends weg zum Seebrunnen. Am nächsten Morgen aber bei Sonnenaufgang brauste plötzlich das Wasser des Brunnens, und ein Blutstrahl stieg daraus auf. Von da an zeigten sich die Fräulein nicht wieder. Das Dorf-mädchen, das den Handschuh entfernt hatte, hatte kein Glück mehr im Leben und starb nach Jahren als alte Jungfer. Das war die Rache der Wasserfräulein.

Die Leiden bei Urphar.

Von Höhefeld gerade nordwärts, etwa eine Wegstunde entfernt, beginnt die nächste Schleife des bogenreichen Mains bei dem Dorfe Urphar. An der höchsten Stelle des Dries inmitten des Friedhofs liegt die kleine, burgartige Kirche aus dem 13. Jahrhundert mit einer aus dem 15. Jahrhundert stammenden Vorkapellende, die die vier Namen Lukas, Martinus, Matheus, Johannes trägt. Seinen Namen hat das Dorf von der uralten Fähre, die dort über den Main führte: Urphar bedeutet Überfahrt. Seinem Alter entsprechend hat das schön gelegene Maindorf auch seine Sage.

Bei einer Beschießung der Stadt und Burg Wertheim wollten die Franzosen sich mainaufwärts aus Wertheim zurückziehen. Allein hinter dem Dorf Eichel fanden sie alte Bergabhänge am Wege nach Urphar vom Feinde besetzt. Diese überschütteten die Franzosen mit einem Hagel von Steinen und Geschossen, und brachten ihnen eine solche schwere Niederlage bei, daß der Fluß sich durch die Menge der Leichen stante und über die Ufer trat. Die Bauern des benachbarten Dorfes Dettlingen schifften viele Flüchtlinge bei Nacht über. Sie nahmen ihnen aber als Vergeltung ihre ganze Habe ab, wodurch sie alle sehr reich wurden. Doch blieben sie es nicht sehr lange, weil das durch Unrecht erworbene Gut kein Gedeihen hat. Wegen des damaligen großen Blutbades heißt die Gegend bei Urphar heute noch „Die Mördergrube“ und der Bergabhang abwärts „Die Leiden“. Sprachkundige haben jedoch eine andere Erklärung dafür; Seite heißt bei ihnen soviel wie Abhang. Oft hört man in der Gegend noch ein nächtliches Rasteln Schließen und Schreien, das man auch dem wilden Heere zuschreibt.

Der Hirte von Eichel.

Angesichts der Burg und Stadt Wertheim spiegelt sich das Dorf Eichel in den Wassern des Mains. Seine alte evangelische Kirche ist wohl das älteste Bauwerk der ganzen Gegend. Im Mittelalter bis zur Reformation war es ein Wallfahrtsort, und heute noch heißt die Wallfahrtsstraße, die vom Main herauf zum Gotteshaus führt, die Heiligengasse. Die Kirche hat altromanische Bauformen und stammt sicher noch aus dem Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts. Das merkwürdigste an dem alt-ehrwürdigen Bauwerk ist die Türe an der Nordseite, die mit einem zickzackartigen Rundbogen schließt. Auf dem Steine im Bogenfeld ist ein Widder mit dem Kreuzstab und ihm gegenüber ein Wolf mit geöffnetem Rachen sichtbar. Das Ganze ist als Sinnbild der Kirche Christi gedacht, die von der bösen Welt bedroht ist. Das Volk, das im Laufe der Jahrhunderte diese Symbolik oder Bilderprache nicht mehr verstand, deutete die Tierbilder nach seiner Art um, und so entstand die Sage vom „Hirten zu Eichel“.

Vor langer Zeit, als die Gegend bei dem Dorfe Eichel am Main noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Widder zu der hiesigen Wallfahrtskirche, die „Maria zu der Eiche“ hieß. Er band das Tier außen an die Kirchentüre und ging hinein, um sein Gebet zu verrichten. Mittlerweile kam aus dem nahen Walde ein Wolf auf den Widder zu; dieser rief sich in seiner Angst los und sprang in die Kirche, der Wolf ihm nach. Da lief das Tier rasch wieder zur Türe zurück, faßte den Strich, der daran hängen geblieben war, und rief die Tür wieder zu. Der Wolf war nun eingeschwert und wurde umgebracht.

Nach einer andern Fassung der Sage, die sich in Baaders badischen Sagenbuch findet, wollte der Hirte den Widder der Mutter Gottes in der Kapelle opfern, und zur Zeit des Vorgangs wurde gerade Messe darin gelesen. Zum Andenken an den Vorfall habe man dann den Wolf und den Widder über der Kirchentüre in Stein abgebildet.

Der Jäger vom Dörrhof.

Auch einen „Breischütz“ kennt die Sage der Maingegend. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war auf dem Dörrhof bei dem Dorfe Nauenberg ein Jäger, der alles, was er treffen wollte, auch mit seiner Büchse erreichte; denn er hatte die drei Breischüsse getan. Dies war aber so vor sich gegangen: Der Jäger kniete auf ein ausgebreitetes Tuch und tat den ersten Schuß gegen die Sonne, den zweiten gegen den Mond, und das dritte Mal schoss er gegen Gott selbst, wobei vom Himmel herab drei Blutstropfen auf das Tuch fielen. Weit und breit war der Schütze bekannt und gefürchtet, auf allen Schützenfesten trug er den ersten Preis davon und wurde Schützenkönig.

Mer als er starb, kam die Strafe; für seine Freveltat fand er nach dem Tode keine Ruhe. Sogar am lichtvollen Tage ging er noch im Walde beim Dörrhof in Jägerkleidung mühsam seiner Büchse um; sein Jagdhund war sein einziger Begleiter. Lange trieb er so in der Gegend noch sein Umwesen, bis es eines Tages gelang, ihn in einen Sack zu beschwören und dann wurde er in die obere Klinge zwischen dem Dörrhof und Grünemwört unter einen großen Felsen gebannt.

Dieser Stein heißt heute noch die Schneidersammer, und die Klinge wird seitdem vom weidenden Vieh gemieden.

Der Dörrhof oder Dörrhof hieß im Mittelalter Durreberg oder Dürrberg. Vielleicht ist es derselbe Ort, der bei dem Geographen von Ravenna als „Turigoberga“ um 480 n. Chr. Geb. erwähnt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er seinen Namen vom Volke der Türinger, die einst auch hier noch Wohnsitz hatten. Eine andere alte Siedelung in der Nähe ist jetzt verschwunden: Noch im 13. Jahrhundert trug sie den Namen „Wineden“ oder „Wendendorf“. Geschichte und Sagen in der Gegend am Mainfluß sind uralte.

Alte Odenwälder Tellerprüche.*)

Im Bezirksmuseum zu Buchen finden sich unter andern Stein- gut- und Fayence-Teller, die recht originelle Sprüche aufweisen und ein Zeugnis sind für die gesunde, urwüchsig, den Kern mit Sicherheit treffende Lebensauffassung der bäuerlichen Künstler und Besitzer. Die Liebe steht auch hier an erster Stelle. Ungeschminkt ist der fräulichen Sehnsucht Ausdruck gegeben in dem Spruch:

„Unser Magd, die Ann.“

„Hätt' so gern 'nen Mann!“

Das Gefühl einer anderen, die schon am Ziel ist, ist in diese Worte gefaßt:

„Michel, der ist mein,
Oh, wie wird mir sein.“

Wieder aber eine andere sagt entschlossen:

„Ich bleib' allein.
Ich will nicht frei'n.“

Auf einem Teller steht dieses Sprüchlein eines Burschen zu lesen, der die weibliche Besuche nicht übel erfaßt hat:

„Mein Schab, der will geliebet sein:
Sie denket ja und sagt doch nein.“

Ein anderer läßt kurz und bündig auf den Teller schreiben:

„Ich laß nicht ab von meinem Schab.“

Den Mädchen scheint ein anderer folgende Warnung erteilen zu müssen:

„Ihr Jungfern alle insgesamt,
Laßt keinen Fuchs ins Haus hinein.“

Die Freundschaft gibt weiterhin die Grundlage für manchen kernigen Tellerpruch. Da steht etwa zu lesen:

„Ich wünsche mir nur einen Freund.
Der Wit hat, und es redlich meint.“

Andere rühmen die Beständigkeit und fassen ihren Wunsch zum Beispiel so:

„So lang beständig als lebendig.“

oder:

„Treu, beständig und verschwiegen
Soll mit mir im Grabe liegen.“

Fröhlicher Baune sind folgende Reilen entsprungen:

„Wivat, Bruder, lustig trint einmal,
Es durstet mich.“

oder:

„Wivat alle schönen Herzen,
Die mit um die Wette scherzen.“

An die Gastfreundschaft erinnert der Spruch:

„Was Du hast,
Trag' auf dem Gast.“

während das Lob des Schweigens in folgende Form gebracht ist:

„Wer vernünftig schweigen kann,
Ist ein gottbeliebter Mann.“

Der bäuerliche Stolz findet folgenden schlichten, selbstbewußten Ausdruck für seine Gefühle:

„Der nützlichste im Land,
Das ist der Bauernstand.“

Selten nur befaßt sich der Landmann mit der ihn ständig umgebenden freien Natur. Sie ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden, die er nur selten erwähnt. Ein Spruch nur befaßt sich mit der Natur und auch dieser scheint nicht so ursprüngliches ländliches Empfinden zu atmen wie die vorhergehenden:

„Dem Weissen nur,
Nacht die Natur.“

Den Beschluß bilde eine kurze, gebarnichte Absage an die „modische Welt“:

„Die modische Welt,
Ist Beutel ohne Geld.“

Hans Gaefgen.

Die Nachtigallen der Liselotte.

Von Konrad Martin Vant.

Ueber dem Schlafkabinett der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans lasteten die schweren Schatten der früh hereingebrochenen Dezembernacht. Von draußen waren sie gekommen, waren die Wände entlang gekrochen und saßen nun, alles erstickend und trügerisch ändernd, in den Winkeln fest. Schon war das warme Ponceaurot der seidnen Tapeten in ein mürrisches Braun verwandelt; die majestätisch stolzen Wilber Ludwigs XIV. und seines Bruders Herzog Philipp von Orleans hatten sich wie mit Staub bedeckt, und selbst die rosenfarbenen Amoretten an den Samtgardinen, die an hellen Sommertagen zum Fenster drängten, als mühten sie zu den Schmetterlingen in den Schlosspark von St. Cloud hinaus, glühen in der wachsenden Finsternis eher seltsamen Puppen, als den zärtlichen Gebilden einer spielerisch-hetern Kunst.

*) Vgl. „Bäuerliche Spruchdichtung“ in der „Pyramide“ vom 14. März 1920.

Die ehrwürdige Greisin aus dem Geschlecht der Pfälzer Kurfürsten lag seit einigen Tagen in diesem Raum an schwerem Nervenfieber darnieder. Vor kurzem noch hatte sie den Feierlichkeiten zu Reims beigewohnt, wo ihrem Urgroßneffen Ludwig XV. die Krone Frankreichs auf das junge Haupt gesetzt worden war. Bald darauf war sie, müde und abgespannt, von allem Prunk und Lärm nach St. Cloud zurückgekehrt, und in der Stille des Schlosses und des winterlich kahlen Gartens war die Krankheit wie ein reizendes Tier über sie gekommen.

Ruhelos wanderten die blauen, einst so strahlend lichten Augen der Pfälzer Liselotte durch das kleine Gemach. Wo war sie eigentlich? Was hatte sie hier in dem fremden Frankreich, unter den ihr feindlich gesinnten Menschen zu tun? Warum war sie nicht lieber im Schloß zu Heidelberg bei ihrem Vater Karl Ludwig oder noch besser im kleinen Schwetzingen, wo das lustige Pölkchen der Raugrafen und Raugräsinnen herumtollte, und Frau von Degenfeld, ihres Vaters zweite Gemahlin, die süßen Honigbrote und die noch süßeren Kuchen für die jungen Bedermäulchen bereitzustellen ließ?

In dem verdunkelten Bild des Herzogs Philipp, ihres längst verstorbenen Vaters, blieb Liselottes tieferndes Auge hängen. Diesem schönen Mann mit dem herrischen Blick, der im Schmuck seiner lockigen Allongeperücke so hohnvoll auf sie herabsah, war sie vor 51 Jahren aus der sonnigen Pfalz ins Welschland gefolgt. Oder nein, nicht gefolgt. Des Vaters unglückselige Versuchungspolitik hatte sie zu diesem Ehebund gezwungen, damit der Pfalz aus der unerfülllichen Ländergier Ludwigs XIV. kein Schaden erwüchse. Die Heimat, den Glauben ihrer Kinderjahre, die Jugendgespielen — kurz, ihre ganze glückliche Welt hatte sie preisgegeben für das zweifelhafte Glück, die Schwägerin des Sonnenkönigs, des strahlenden Mittelpunktes der christlichen Welt, sich nennen zu dürfen. Und was war daraus geworden? Eine Ehe, die nach wenigen Jahren an den Ausschweifungen ihres Vaters zusammengebrochen war; Kinder, die ihr schnell entfremdet wurden und der Mutter nicht einmal die natürlichsten Rechte einräumten; ein steter Kampf mit den wechselnden Freundinnen ihres königlichen Schwagers, vor allem mit der ränkevollen und hochmüthigen Maintenon, und schließlich ein einsames zwi- schen ihren Lieblingshunden, ihren Münzen und Kupferstücken. Ein Glück, daß man die Jahre wenigstens ausgenüßt hatte, um den Lieben im fernem Deutschland fleißig zu schreiben und so die Bande des Blutes und der Heimat zusammenzuhalten. Wer auf der Welt hätte sonst an diesem trüben 8. Dezember des Jahres 1722 etwas von der lustigen Liselotte, der in die Fremde verschlagenen Herzogin von Orleans, gewußt?

Die todtkranke Frau versuchte, den Kopf aus den seidnen Kissen zu heben und später zum Armleuchter hin, auf dem fünf goldgelbe Wachskerzen unruhig flackerten. „Liebe Ratsamhausen, seid Ihr anwesend?“

Das alte Hoffräulein fuhr aus leichtem Halbschlaf empor. „Meine gnädigste Herrin befehlen?“

„Ich bitte, meinem Herrn Sohn, dem Herzog von Chartres, sagen zu lassen, er möge meiner Krankheit wegen sich nicht nach St. Cloud bemühen.“

„Haben Eure Durchlaucht sonst noch Befehle?“

Liselotte besann sich ein Weilchen. Endlich, schon fast im Einschlummern, empfahl sie der alten vertrauten Freundin die Pflege ihrer acht kleinen Hunde an. „Und dann noch eins, meine Liebe, vergeßt mir die Nachtigallen nicht . . . die lieben Nachtigallen . . .“

Als Fräulein von Ratsamhausen verwundert näher trat, um weitere Erkundigungen nach dem letzten Befehle einzuholen, hatte die greise Herzogin sich wieder in die Kissen geschmiegt und die tief in den Höhlen ruhenden Augen geschlossen.

Im Zimmer war es ganz still. Nur das Knistern der Kerzen im Leuchter und dann und wann ein fauchender Windstoß, der im Kamin schauerte, unterbrachen die Ruhe.

Ploßlich klopfte es an der Thür. Liselotte hörte es ohne Verwunderung und wandte das Haupt dem späten Besucher zu. Sah sie recht oder träumte sie nur? Vor ihr in jugendlicher Frische und lachenden Augen stand Karl Ludwig, der Sohn Luise von Degenfelds und ihres Vaters, ihr alter Schwetzingener Spielkamerad.

„It's möglich, Karl Ludwig, du kommst zu mir? Und heute gerade, wo ich sterben muß?“

Der junge Raugraf schüttelte den blonden Lockenkopf. „Sterben, Liselotte? Was sprichst du für Unsinn? Weißt du denn nicht, wo du bist?“

„Ich denke, in St. Cloud!“

„Ach was, schau dich doch um! Siehst du nicht drüben die Schneckenburgen des Schlosses und zwischen ihnen die Holzgalerie? Ich denke, das kennst du!“

Liselotte machte die Augen auf, so weit es ging. Richtig, da stand ja das Schwetzingener Schloß im Frühlingsgrün uralter Linden und Buchen. Und dicht neben dem märrisch-alten Bau rauschte der kleine Bach, an dem sie so oft gefessen, wenn die Bauern von Ostersheim kamen, um mit des Kurfürsten frühlicher Tochter zu schwätzen!

Karl Ludwig trat näher. „Hier, Liselotte, das schickt dir die Mutter.“ Mit aller Vorsicht hob er ein bändergeschmücktes Körbchen empor und hielt es ihr hin. Ein süßer, unendlich zarter Duft schlug ihr entgegen und weckte liebe, ferne Erinnerungen.

„Das sind ja, Karl Ludwig . . .“

„Natürlich, du Narrchen. Schwetzingener Weilschen! Und alle im Garten gepflückt. Und hier die drei roten, gelben und grünen Eier, die sendet die Amelise der kleinen Schwester!“

Liselotte glühte vor Freude. Schwetzingener Weilschen und deutsche, echt deutsche Osiereier! Wie lange hatte sie beides nicht mehr gesehen! Rings an den Hecken im Schwetzingener Garten und draußen im Hardwald nach Reisch dufteten die blauen Weilschen schon Anfang März, kaum daß der Schnee von den Ästen gefallen war. Und wenn das Fest der Auferstehung kam, steckten der Kurfürst und die Frau von Degenfeld die Eier zwischen die blaue, duftende Pracht, und das Raugrafenvolk samt Liselotte bekam rote Wädchen vor lauter Suchen und Nichtfinden!

Eine kalte Stimme unterbrach ihr jauchzendes Glück.

„Karl Ludwig, wo bist du?“

Er antwortete nicht. An seiner Stelle stand eine alternde Frau vor ihrem Bett und blickte unverwandt aus harten, schwarzen Augen die Ruhende an. Ein leichter Schauer durchrieselte Liselotte. Was wollte die Maintenon von ihr? Diese Frau, die sie mit allen Fasern ihres Herzens verachtete, und die sich nie dazu hatte verstehen wollen, in ihr die Dame aus altfürstlichem Geblüt anzuerkennen?

Madame de Maintenon mochte Liselottes Gedanken erraten. „Sie haben nur noch wenige Minuten zu leben, Madame, wir wissen es. Glauben Sie immer noch, mir Schaden zu können?“

Seltzam, wovon sprach die Frau? Ludwigs XIV. Majestät ruhte ja längst im Grab; der einstige häßliche Gegensatz zwischen ihr und der Geliebten des Königs war doch ohne jeden Belang. Warum störte die Maintenon sie also in ihrem Gespräch mit Karl Ludwig? „Ich wüßte nicht, Madame, was Sie mir zu sagen hätten,“ gab sie mit kühler Gelassenheit zurück.

Die Maintenon legte die ringgeschmückte Rechte um den Fuß des am Bett stehenden Leuchters, daß die Kerzen unter dem harten Griff zu zittern begannen. „aber weiß es, Madame! Sie haben jederzeit versucht, sich zwischen den gnädigsten König und mich zu stellen. Sie haben mein Tun verdächtigt und mehr als einmal das heilige Recht der Lebenden Frau mit Füßen getreten. Wenn man gleichwohl die landfremde Pfälzerin an unserem Hof gebildet hat, so war das eine Gnade, worauf selbst die Herzogin von Orleans keinerlei Anspruch hatte.“

Messerscharf fielen die Worte vor Liselotte nieder. Jeder sollte den Stolz der deutschen Fürstentochter verletzen. Liselotte kannte die Art der alten Feindin. So oft hatte diese, wenn auch versteckter als heute, sie zu Widerspruch und Empörung zu reizen versucht, um dann mit ihren Damen sich über die „wilde Deutsche“ lustig zu machen. Nie aber war das ihr gelungen, auch jetzt sollte es ihr nicht glücken. Ein sonniges Rächeln aus besseren Tagen glitt über Liselottes müdes Gesicht, als sie die Gegnerin zum Kampf bereit sah. „Madame, Sie regen sich vergeblich auf. Ich fühle weder Ihre Vorwürfe, noch Ihre Schmähungen. Gehen Sie ruhig in Ihre Kreise zurück, bei denen Sie mehr Verständnis für Ihre Denkart finden. . .“

Es war gesagt. Der Adel des Blutes hatte wieder einmal über niedere Gesinnung gesiegt. Was kümmerte Liselotte jetzt noch die herrische Frau, die wie ein Schatten vor ihr aufgestiegen war, um sie zu kränken? Lasset die Toten ihre Toten begraben! Und müde wie vor einem langen Schlaf neigte die kranke Fürstin ihr Haupt zur Seite. Sie wollte nicht mehr an Böses und Widerwärtiges denken. Was sie gelitten in dem fremden Land, das eine andere Sprache redete, wie sie, dessen Sitten sie immer verlebte, und dessen Leben ihr, der frommen, gemütsreinen Pfälzerin, oft verabscheuungswürdig gewesen — das sollte für Zeit und Ewigkeit ruhen. Nur Frieden wollte sie haben und im Frieden sich ihrer verlorenen Heimat erinnern. . .

Horch, läuteten nicht die Glocken! Liselotte lauschte. Das summite und brumnte durch ihr kleines Gemach wie einst zur Pfingstzeit, wenn vom Turm der Heiliggeistkirche zu Heidelberg die Glockenstimmen sangen und Meister Schäffer am Spieltisch die Orgel aufbrausen ließ. Und immer heller, immer jubelnder mischten sich weiche Flötentöne und bebendes Schluchzen in den überirdischen Klang. Um Liselotte verank die Welt mit ihren Wundern und Schmerzen. Sie blickte in stiller Besonnenheit hinein in ein wäldergrünes, von Fliederbüschen durchwogtes Land, in das Zauberreich ihrer Kindheit, in die klingende, fröhliche Pfalz.

Und wirklich, dort drüben hinter dem Bach, der seine Wasser geschwähig zum Neckar trägt, tauchen von neuem die Schwetzingener Schloßtürme auf. Ein Paar steht am Fenster des Mittelbanes und winkt mit schneeweißen Tüchern nach ihr. Sie eilt herzu und erkennt den Vater und Luise von Degenfeld, die nun aus dem dunklen Schloßtor treten und sie an den Händen nehmen. Und mit ihnen kommen die Kinder, der fröhliche Karl Ludwig, der derbe Karl Moritz, die schlanke Amelise und alle die anderen Raugrafen und Raugräsinnen, mit Blumen in den Händen und Liebern auf den Lippen.

Es dämmert bereits, und beim Königstuhl steigt der Mond auf, rund wie ein Kürbis und strahlend wie eine Laterne im Schloßhof zu Heidelberg. Durch die Lindenalleen des Gartens zieht die muntere Schar und weiter gegen den Wald, der seine Festschwarzen Arme bis an den Schloßpark reckt. Da werden die Kinder still und drängen sich näher an Vater und Mutter. Und in das plötzlich entstandene Schweigen klingt wieder der tiefe, schluchzende Ton, klingt auf und bricht ab, um in neuen Wohlklang sich zu ergießen.

„Hörst du, Eiselotte? Die Schweginger Nachtigallen. Nirgends schlagen sie doch so schön und so rein, wie bei uns.“

Die Naugräsfin Luise hebt Eiselottes kleinen Körper hoch auf, damit das Kind die nächtlichen Sängerrinnen besser vernehme. Neben ihr steht der Vater und zeigt mit der Hand nach der tausendjährigen Linde.

„Dort oben sitzen die Vögel und singen. . .“
Eiselottes Herz hämmert in heißen Schlägen gegen die Brust, alles in ihr ist Glück und Seligkeit.

„Die Nachtigallen . . . Die lieben Nachtigallen . . .“
Wie zitternde Sehnsucht klang es durch das Zimmer der sterbenden Herzogin.

Fräulein von Ratsamhausen eilte herbei und sagte besorgt der Herrin Hand mit zärtlichem Druck.

„Gnädigste Frau, befehlt Ihr den Arzt? Kann ich Euch helfen?“

Eiselotte schaute die Freundin verständnislos an. Ihr blaues Auge glühte im letzten Feuer, ihre Brust hob und senkte sich in tiefer Bewegung.

„Nur die Nachtigallen, liebe Ratsamhausen, vergeßt mir die Nachtigallen nicht, gelt, ich bitte. . .“

Sie schloß die Augen. Und das Lied der Schweginger Sängerrinnen begleitete sie aus der Fremde in die ewige, blühende Heimat. . .

Der Park.

Don Hilde Kirsch (Karlsruhe).

Wie träumt der alte Park so süß
Von seiner toten Herrlichkeit,
Als über seinen weißen Kies
Noch leuchtend glitt ein Königskleid.

Personen ruht im See der Schwan,
Schilfroten lächeln im Verblüh'n,
Als säße noch im morschen Kahn
Wie einst die junge Königin.

So liegen alle Wege still
In ruhvoller Einsamkeit
Für den, der schweigend trauern will
Im Garten der Vergangenheit!

Blumenhochzeit.

Schwarzwaldmärchen von Toni Rothmund (Görsch).

Es ist einmal geschehen, daß der Türkenbund sich eine Frau suchte und die Freierwerber aussandte, wie es bei den Blumen liebliche Sitte ist.

Der Türkenbund war kein Schwarzwälder von Geburt, er stammte aus dem märchendunklen Morgenland und war nun hierher verschlagen worden, er wußte nicht wie. Er hatte sich zwar ganz gut eingelebt, aber vergessen hatte er seine Heimat doch nicht, und darum trug er noch immer den schönen rosafarbenen Turban mit den zinnoberroten Streifen, wie ihn die Kinder des Ostens tragen.

Ach, wenn der Türkenbund daheim geblieben wäre, dann hätte er einen ganzen Hor von schönen, jungen Türkenmädchen heiraten können. Aber im Schwarzwald ist das nicht erlaubt, selbst nicht für Ausländer. Der Türkenbund ließ seine Blinde nun zu den Töchtern des Landes wandern. Er hatte schon so viel von den häuslichen Tugenden der Deutschen gehört, daß er sich beglückwünschen wollte, wenn er so einen Ausbund von Sittsamkeit erringen würde. Nicht weit von seinem Blättchen ging die Straße, auf der die Waldarbeiter das gefällte Holz führten, und am Rande dieses Holzweges sah der Frauenschuh, eine entzückende Blume von stolzem üppigem Wuchs und einem zarten Duft. „Bei der will ich anfragen lassen“, dachte der Türkenbund, und dann füllte er all seine Kannen mit süßem Wein und läutete mit allen Glocken, um die Liebesboten anzuloden.

Sofort stellte sich eine wunderhübsche Florfliege ein. Sie trug ein grünes, enganliegendes Seidenkleid und vier durchsichtige, hautzarte Flügelchen. Der Türkenbund bewirtete sie aufs Beste und dann bat er sie, beim Frauenschuh anzufragen, ob er als Freier willkommen sei.

Die Florfliege wuschte sich den Mund, spannte ihre schleierdünnen Flügel aus und schwebte zum Frauenschuh, wo sie ihre Werbung mit zierlich gestellten Worten anbrachte. Der Frauenschuh seufzte sehnsüchtig.

„Frage ihn, ob er mit mir zum Tanze geht in den Juninächten, wenn die Grillen geigen und die Glühwürmer brennen? Frage ihn, ob er mit mir zum Tanze geht, wenn der Mondschein von allen Blättern tropft und die Sternschnuppen fallen? Das ist die Hauptsache.“ Und der Frauenschuh rauschte mit seinem dunkelgrünen Blätterfarn und wippte mit seinen goldenen Tanzschuhen, so tänzerisch war ihm zu Mute. Und dann bot er der Florfliege ein Schnäpschen an und sagte, der Türkenbund möge sich beeilen mit seiner Antwort, denn es seien noch andere Freier da.“

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unbedingte Verantwortlichkeit Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag

„Allah bewahre mich, was ist das für ein tanztolles Persönchen!“ sagte der Türkenbund und schüttelte sich. „Und das will eine deutsche Blume sein! Die hab ich mir auch anders vorgehelt.“

Er war nicht sehr traurig über seinen Korb, denn mit einem Tanzteufelchen wäre ihm ohnehin nicht gedient gewesen. Er ließ seine Blinde weiter herum hüpfen, ob er nicht irgendwo was fürs Herz entdeckte.

Jenseits des Holzweges streckte sich ein steiles, unbewaldetes Geröllfeld den Berg hinan, das glänzte in der Sonne purpurrot von hochgewachsenen Fingerhüten.

„Sieh, das ist was für mich!“ sagte der Türkenbund. „Das will gewiß nicht zum Tanz. Fingerhut! Das klingt so häuslich, so heimlich! Aber ich will die leichtsinnige Florfliege nicht hinschicken, wer weiß denn auch, wie sie meinen Auftrag ausgerichtet hatte. Vielleicht will ich meine Nachbarin, die Erdbummele bitten, mir den Gefallen zu tun.“

Die Hummel war ein guter Kerl, zwar etwas täppisch und geradezu, aber eine ehrliche Haut. Sie übernahm bereitwillig die Werbung und machte sich sogleich auf den Weg. Aber die Fingerhüte wurden feuerrot und schüttelten sich. „Wir sind zu Höherem geboren, als dazu, Türken zu werden!“ sagten sie. „Wir studieren samt und sonders die Heilkräuterkunde. Man muß etwas für die Allgemeinheit leisten. Sagen Sie das dem Herrn Türkenbund, und sagen Sie ihm, daß wir uns dafür bedanken, in seinem Darem zu kommen.“

Die Hummel lehrte bei jeder einzelnen Blüte ein und bekam überall die gleiche Antwort. Die Fingerhüte waren ganz erpicht auf Gelehrsamkeit. Da die Hummel in jedem Kelche ein Schnäpschen bekam und ein Schnäpschen hielt, und Aufträge und kleine Säckchen mit Blütenstaub von einer Blüte zur andern trug, so kam sie erst sehr spät und etwas angetrunken zurück, und brummte den ganzen Weg Beschwärmer, daß es ein Graus war, und torkelte schließlich irgendwie in ihr Erdnest und fiel in ihr Bett. Erst am andern Morgen konnte sie dem Türkenbund seinen Korb mitteilen.

Der Türkenbund ärgerte sich arg. Er schalt auf die gelehrten Pflanzen, die ihre Fingerhüte nur zum Hohn trügen und sagte, daß er sie verachte. Die Hummel war leider eine Klatschbabe und erzählte brüthwarm, was sie in jeder Blüte erfahren habe. Sie sagte, daß diese Fingerhüte außer ihrer Gelehrtheit noch die Untugend besäßen, daß sie giftig wären und nur sehr mit Vorsicht zu genießen seien. Sie habe schon den ganzen Tag ein Brummen im Kopf, das sie auf den Genuß ihres giftigen Würzweines schieben müsse.

Da tröstete der Türkenbund sich, bedauerte die Hummel, wünschte ihr gute Besserung und — sah sich nach einer andern Braut um.

Drüben auf der Steinhalde, etwas höher als die Fingerhüte, stand eine ranke, schlankste Königskerze, die brannte steil und fromm in die Luft und wiegte nur manchmal im Winde ihre hohe Gestalt wie eine wehende Flamme hin und her.

Der Türkenbund war erst an eine kleine Tänzerin und dann an die gelehrten Pflanzen geraten, und beidemal war es nichts gewesen. Nun wollte er es einmal mit dem hohen Adel versuchen, und er suchte sich einen besonders vornehmen Brautwerber aus. Es traf sich gut, daß gerade das Ordensband vorübergekauft, ein sehr eleganter Nachtschwärmer, der mit den feinsten Blumen besammt war. Es war schon ein wenig dämmerig, als er beim Türkenbund einkehrte, seinen Wein verkostete und auch gern den Auftrag übernahm.

„Viel Hoffnung dürfen Sie sich aber nicht machen“, sagte das Ordensband. „Diese Königskerzen sind sehr adelstolz. Es ist ihr Vorrecht, bei den kaiserlichen Hochzeiten dem jungen Paar in das Brautgemach zu leuchten. Die ersten Minister müssen Königskerzen tragen und einen zierlichen Reigen dazu tanzen. Sie tragen alle ihre Orden dabei auf den Hüften, und sie machen sehr saure Gesichter dazu, denn sie tun es nicht gern. Es hilft ihnen aber nichts, denn dies heißt der Pachtanz und ist eine alte geheiligte Sitte. Darauf sind nun die Königskerzen so eingebildet. Aber fragen werde ich trotzdem, denn fragen ist frei und nein sagen dabei.“ Und damit gaukelte er davon.

Die Königskerze wiegte ihre goldene Blüte im Abendwind. „Ich bin schon Braut!“ flüsterte sie, als das Ordensband seine Werbung ausgerichtet hatte. „Mein Liebster ist weit von hier, ich sehe ihn nicht, aber ich träume von ihm. Der Nachtwind bringt mir seine Duftgrüße, die sind so fein, daß nur ich sie empfinde. Die schönsten Boten, die es gibt, bringen mir seine Küsse. Ich bin krank vor Sehnsucht nach meinem Geliebten!“

Nun war der Türkenbund ganz frostlos. Seine Blütezeit war schon beinahe zu Ende, sein Turban ausgefranst, sein süßer Würzwein schon etwas abgestanden. Schon wollte er sich damit abfinden, als Junggefelle ein trauriges Ende zu nehmen, da lehrte ein kleines niedliches Bienechen bei ihm ein.

„Ich soll Ihnen Grüße bringen von dem kleinen, soeben erblühten Türkenfräulein nebenan“, sagte sie, „und sie ließe fragen, ob Ihr Herz noch frei sei?“

Da freute sich der Türkenbund so, daß er ordentlich zitterte. „Ja, beim Barte des Propheten, ich bin noch frei!“ frohlockte er. „Allah sei Dank, daß er mir nun doch noch ein Glück beschert hat!“ Und er schickte dem süßen Blümchen seine heißesten Grüße.

In derselben Nacht war Hochzeit. Die Maiglöckchen schellten es aus, und alle Blumen sandten Duftgrüße. Das Bienechen, die Florfliege, das Ordensband und die Erdbummele wurden eingeladen und bekamen soviel Würzwein wie sie wollten und noch etwas mehr, und dafür trugen sie Grüße und Bantgeschenke von ihm zu ihr. Alle Grillen geigten, alle Glühwürmer brannten, es war ein herrliches Fest. „Ich hätte ihn auch kriegen können, wenn ich gewollt hätte“, sagte der Frauenschuh. „Aber mir war er zu alt und zu langweilig.“

Und nun füllte er alle Kannen mit Würzwein und wartete auf das Glück. Denn alle Tage ist Hochzeit im Wald, den ganzen Sommer lang, so lang die Blütezeit dauert und die Liebesboten von Kelch zu Kelch kriegen. Und der Frauenschuh saß bereit und wippte mit seinen goldenen Pantöffeln hin.

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. — der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. G. —